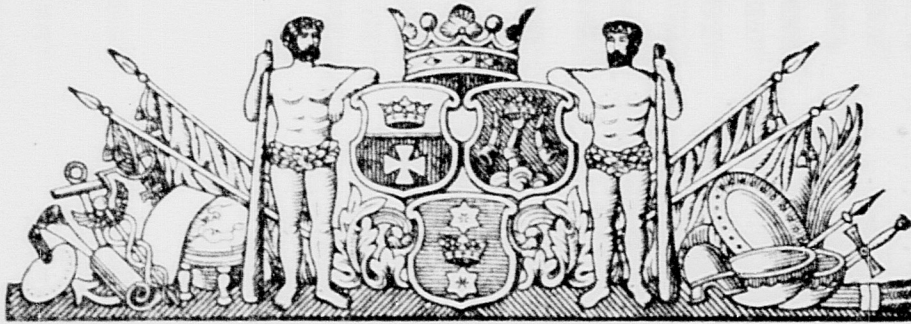


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld).
 Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Heugner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenerhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die empfangene Zeitungs- und deren Raum 20 Pfg. für Anzeigen außerhalb der Provinz Preußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeigen 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Anfang Dezember

gelangt an alle Abonnenten der

Königsberger Hartung'schen Zeitung

unser

Volkskalender für 1914

als **Gratisprämie** zur Ausgabe.

Er enthält auf **208 Seiten:**

- das Kalendarium,**
- astronomische Mitteilungen,**
- das Marktverzeichnis,**
- die europäischen Regentenhäuser,**
- die Jahresschau mit Abbildungen,**
- einen Nachweis sämtlicher Behörden,**
- öffentlicher Institute, Schulen etc. in Königsberg i. Pr.,**
- Gemeinnütziges,**
- juristische Abhandlungen,**
- den landwirtschaftlichen Ratgeber,**
- sowie zahlreiche Illustrationen,**
- Novellen, Humoresken**
- und sonstigen Unterhaltungsstoff.**

Der Kalender wird wieder mit seinen nützlichen Angaben und dem übrigen Inhalt unseren Lesern ein willkommenes **Nachschlagebuch** sein.

Königsberger Hartung'sche Zeitung

Konservativer Generalpardon.

Dass die Konservativen allen Grund haben, ihren Anhängern das Eintreten für die Sozialdemokratie zu verbieten, lehrt das folgende konservativ-rote Sündenregister, das ein Berliner Mitarbeiter der „Hartung'schen Zeitung“ zusammengestellt hat:

Vielmehr denken Konservative noch heute ähnlich, wie im Oktober 1884 der Polizeipräsident in Magdeburg, Dr. v. Arnim, der vor der Stichwahl zwischen einem Freisinnigen und einem Sozialdemokraten erklärte: „Der Reichstagsler steht lieber zehn Sozialdemokraten als einen Freisinnigen.“ Im Jahre 1893 haben die Konservativen einen Finger zu rühren, in der Stichwahl gegen den Sozialdemokraten Räder einen Rixdorf durchfallen lassen, obwohl sie ihn mit ihren 13000 Stimmen des ersten Wahlgangs hätten retten können. Anfang Dezember 1910 erklärte der frühere Minister des Innern v. Köller auf dem Parteitag der pommerischen Konservativen: „Ich kann in der Stichwahl einem Nationalliberalen die Stimme nicht geben.“ Der Vorkämpfer des Bundes der Landwirte, Hr. v. Wangenheim, betonte am 18. Dezember 1910 in der ostpreussischen Provinzialversammlung des Bundes der Landwirte: „In den meisten Fällen werden wir wohl nicht in der Lage sein, für einen Freisinnigen in der Stichwahl einzutreten.“ Die „Kreuzzeitung“ schrieb am 26. Nov. über 1910: „Die Konservativen mühten die größten Effort, wenn sie den Liberalen Stichwahlhilfe leisten wollten.“ Als der Reichstagspräsident Graf Schwerin-Löwis im Juni 1911 erklärte, er werde immer und unter allen Umständen auch den schlimmsten bürgerlichen Demokraten doch noch mit aller Entschiedenheit als das kleinere Übel gegen jeden Sozialdemokraten zu unterstützen bitten, wurde er ausdrücklich desponsiert. Die „Kreuzzeitung“ erklärte, die konservative Parteileitung den Standpunkt des Abg. Grafen Schwerin-Löwis nicht teile. Der Führer der Konservativen, Abg. v. Heuberg, stellte unmittelbar vor den letzten Reichstagswahlen auf dem Parteitag der ostpreussischen Konservativen am 19. Dezember 1911 für die Gewährung konservativer Stichwahlhilfe für die Vorkämpfer Bedingung, auf die selbst von Freikonservativen nicht erfüllt werden konnten.

Bei der Reichstagswahl in Posen i. B. veröffentlichten die Führer des Bundes der Landwirte v. Köhler und Dr. Köpcke im Mai 1894 eine Erklärung, worin es hieß: „Ein Nationalliberaler, der die agrarische Sache nicht unterstützt, schadet dem Interesse der Landwirtschaft mehr als zurecht selbst ein Sozialdemokrat.“ Der Erfolg dieser Erklärung war, daß in der Stichwahl gegen den Nationalliberalen der Sozialdemokrat gewählt wurde. Bei der Reichstagswahl in Liegnitz nach der geistlich-führende Ansicht des konservativen Vereins in Giesau 1903 vor der Stichwahl zwischen dem Freisinnigen Justizrat Vohl und einem Sozialdemokraten die Partei aus, er habe sich nicht in der Lage, seinen Parteifreunden das Eintreten für Justizrat Vohl zu empfehlen. Reichstagsabg. Vogt, Mitglied des Bundes der Landwirte, verhandelte 1906 mit der Sozialdemokratie zu dem Zweck, dieser ein Landtagsmandat zu sichern, falls sie ihm sein Reichstagsmandat rette. Bei der Stichwahl in Pauer-Volkshain bemüht sich 1910 die Konservativen, das Eintreten ihrer Wähler für den Kandidaten der Fortschrittspartei in der Stichwahl gegen die So-

zialdemokratie mit allen Mitteln zu hintertreiben. In Arnswalde-Friedeburg ist von konservativer Seite vor der Stichwahl die Stichwahlhilfe der Sozialdemokraten für den konservativen Kandidaten v. Schumann gegen den Antikonservativen Brunn erbeten worden. Bekannt ist „der rote Zettel“, mit dem Dr. Dade als Kandidat der Konservativen bei der Stichwahl in Parchim-Ludwigslust die Sozialdemokraten für sich gegen Dr. Pachtke zu gewinnen suchte durch die Erklärung: „Im Wahlkreise Rostock werden die Konservativen ihre Stimme dem freisinnigen Kandidaten nicht geben, so daß dort der sozialdemokratische Kandidat liegen wird. Ebenso ist es Pflicht der sozialdemokratischen Wähler, ihrem Landsmann Dade ihre Stimme zu geben.“ Auch in der Erinnerung ist noch die zweifelbafte Haltung, die die Konservativen im November 1912 einnahmen, als der Reichstagspräsident Dr. Köpcke sein Mandat für Berlin I in der Stichwahl gegen die Sozialdemokratie verteidigen mußte. Bei der Reichstagswahl von 1906 unterzeichnete der konservative Abg. Feldmann in Hildesheim eine Erklärung, um sich die Wahlhilfe der Sozialdemokraten zu sichern. Zu gleichem Zweck unterzeichnete der konservative Abg. v. Polke im Jahre 1907 den Sozialdemokraten eine Erklärung, durch die er sich u. a. gegen eine weitere Steigerung der indirekten Steuern verpflichtete.

Muß noch erinnert werden an Veruche, durch Geldberedungen sozialdemokratische Wahlhilfe bei der Landtagswahl in Breslau 1903, bei den letzten Reichstagswahlen in Straßburg, Greifswald-Grimmen und Löwenberg zu erlangen? Es genügt wohl darauf hinzuweisen, daß durch die direkte oder indirekte Wahlhilfe der Konservativen die Sozialdemokraten bei den letzten Reichstagswahlen in der Stichwahl gegen die Liberalen in nicht weniger als elf Wahlkreisen geigt haben.

Angeichts dieser Vorgänge hat der engere Vorstand der deutsch-konservativen Partei am 8. November viel Mut nötig gehabt, um zu erklären, daß er Verhandlungen mit Angehörigen der Sozialdemokratie zum Zweck der Gewinnung von Wahlhilfe auf das entschiedenste verurteilt, und daß er sie für unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur deutsch-konservativen Partei erklärt. Dabei mußte, wenn in Zukunft wider Erwarten solche Beratungen vorkommen sollten, der Ausschluss der betreffenden Mitglieder aus der deutsch-konservativen Partei unverzüglich eintreten.

Konservative, die trotzdem in die alten Sünden verfallen, haben nunmehr die Wahl zwischen zwei Auffassungen: entweder glauben sie, es sei dem Parteivorstand nicht recht ernst mit seiner Drohung, und beizugehen ihm also der Versuch, oder sie mehren gegen die Parteileitung.

Frei in der Kirche.

„Frei von der Kirche“ spricht sich jedenfalls leichter aus, als es sich durchführen läßt. Wer diesen Anspruch tut und ihm auch Folge gibt, muß ein sich vollständig abgekürzter Geist und Charakter sein wie etwa Wilhelm Ostwald, der berühmte Naturforscher und Denker. Massenanstreit aus der Kirche ist eben solch ein Fehler wie der Massenstreik. Erreicht wird dadurch nichts, nur höchstens Beunruhigung weiter Kreise und schwere wirtschaftliche Schädigung. Es wäre derselbe schwere Fehler freisinnig denkender Gemeindegem-

Verende Menschen verkünden gern die Fehler anderer, um die Entschuldigung für ihre eigenen zu finden. *Färstlicher Spruch*

Eine alte Oper in neuer Fassung.

Berlin, im November.

I.

Ich könnte mein Referat über die Neueinstudierung von Lorchs „Undine“ in der Charlottenburger Oper mit fast denselben Worten beginnen wie seinerzeit den Bericht über den „Troubadour“. Nämlich, daß es nicht nur zum guten, sondern sogar zum besten Tone heute unter Musikern gehört, Lorch für fast gänzlich erledigt und überwunden zu erklären, ihm Pbilistenhaltung, Banalität, Sentimentalität und „Gemüt“ vorzumerfen. Und das nun dieses Mal nicht nur die bösen Modernen; auch die Aufrechten, die sonst Gutes und Gerechten tun es, die Leute, welche, wenn sie Mozart sagen, immer im bezifferten Wapton „Mein“ Mozart sagen und so. Das sollte eigentlich diese Lorchverachtung verdächtigen machen. Lorch gehört ja zu den Künstlern — ich nenne ihn so, denn ich habe ihn gern —, an deren Lebensabchluß der Deutsche, wie an dem Mozarts, Schuberts und so manches anderem im Volke der Denker, gern vorübergeht. Er muß sich ja bodenlos schämen, und noch heute fühlt man ein eigentümliches Gefühl im Halse, wenn man denkt, wie der sich den Nützlgern nähernde Komponist mit seiner zahlreichen Familie in Deutschland herumzog, um dem Verhungern auszuweichen, bis er in Berlin wie ein Hund starb. Er erfüllt ganz das Ideal, welches sich der bessere Bürger bei Schweinefleisch und Sauerkraut von dem Künstler noch heute macht. Ja, hätte er wenigstens ein bißchen mit dem Kopf nach unten fliegen können (sechstausend Automobile, Leier!), oder hätte er den „Wildschuß“ mal im Zirkus oder sich im Löwenkäfig vorführen lassen — dann vielleicht. Aber so! So hat er von Oberlein ein Denkmal im Tiergarten, die Stimme der Natur“ sozuzagen. Der Bod, den da einer geschaffen hat, war eben kein Bod, sondern — nun man vergleiche die Oper. Ach, diese entzückenden Opern! Ich liebe sie, aus zwei Gründen. Erstens, weil sie so alt sind. Sie haben seit der Biedermeierzeit eine Ration angeheit wie altitalienische Novellen und duffen wie bejahrter Meiel. Zweitens, weil sie so jung sind. Oder ist Baculus, der den Choral singt, van Bett, den man nicht betrogen kann, und Stöbinger, welcher nebt Medizin auch Achtung einflößt, alt? Bewahre.

II.

Und dann schrieb er auch die „Undine“. Und auf die Gefahr hin, mir die Musikforscher auf den Hals zu laden — ich bin immer noch der Heberzeugung, daß er dereinst höher hinaus wollte. Lorch habe neben dem Hunger auch Ehrgeiz. Er, der im Kleinen ein Meister war wie die Schumann und Löwe und Robert Franz, wollte an der Entwicklung des Musikdramas bewußt teilnehmen; eine „romantische“ Oper war sein Ziel; seine Schöpfung wahrscheinlich eine „große“. Und es gelang ihm nicht, die „Undine“ blieb ein Stückwerk. Das Pathos lag ihm nicht ganz. Aber natürlich ist manches recht gelungen; die prachtvolle Ouvertüre, die Arie der Undine, Stellen im Duett zwischen Undine und Kühleborn, das berühmte Finale des dritten Aktes und einiges im Finale des vierten zeigen Lorch auf dem Wege fort von dem ihm eigentümlichen Stil zu andern noch nicht klar gewordenen Zielen. Der betrübliche Rest aber ist von konventionellen Dingen ausgefüllt, abgesehen natürlich von den eingetragenen Liedern, die ja alle vorzüglich, aber an sich nichts Neues mehr sind. Und doch lag in diesen kleinen Schätzchen und flott hingeworfenen lustigen und lustigen Ensembles Lorchs Kunst und Stärke. — Die Theaterkapellmeister oder ihre Arbeitgeber, die Direktoren, fühlten das Stückwerk der Oper genau so, wie es der Komponist selbst zweifellos empfunden hat. Und sie sungen nun an, die Oper, die man wegen ihres volkstümlichen Stoffes und ihres erquickenden Humors nicht aufgeben wollte, zu verbessern. Man freich, daß ein Mangel an Rhythmus im Lande war, man stellte um, wie junge Geheime die Möbel, man komponierte neu, man machte Einlagen (eine hat übrigens der Königsberger Direktor Woltersdorff auf dem Gewissen), kurz, das Werk war schließlich in der Form, in der es auf den deutschen Bühnen üblich und beliebt war, gar nicht oder doch nur ganz wenig von Lorch. Sein Schicksal war also noch viel juchbarer als etwa das des „Barbier von Bagdad“, den ja auch zwei deutsche Kapellmeister runtert haben. (Aber wenn Hauptmann sich den „Zell“ vorstellte, lacht die teutsche Volkseele, weil dieses Große bloß nicht „national“ ist.) Ehret Eure deutschen Meister!

III.

Georg Richard Arnse ist zu danken, daß er in seinem bei Peters erschienenen Klavierauszug durch Vergleich des Ausganges von 1845 und der von Lorch geänderten Wiener Partitur 1847 ein vollständiges Bild der Oper in ihren beiden Gestaltungen gibt. Ich bin übrigens mit Georg Hartmann, dessen Vorrede zum Textbuch in der Ahnlichen Textbibliothek sonst ein wenig dilettantisch anmutet, einer

Meinung, daß in der Wiener Fassung manches nicht verbessert, auch daß zwei gestrichen wurde. Die Aufführung des Deutschen Opernhauses richtete sich vorwiegend nach dem Auszug von 1845. Neu gemacht wurden also gegen das sonst übliche Nr. 3 das Duett zwischen Sugo und Undine, ganz von vorne, während sonst gewöhnlich bei der Romanze begomnen wird. Ich halte diese Musik für keinen Gewinn. Nr. 9 die Arie der Verialda mit Chor mit dem Anfangsregistrario des Kühleborn, wo sonst eine Gumberrische Einlage geungen wurde; ein sehr interessant gearbeitetes, wenn auch reichlich konventionelles Stück. Nun die Hauptneuerung. Verialda geht nach der Bewillkommnung des jungen Paars ab, und es folgt das für die Handlung nicht zu entbehrende Duett zwischen Undine und Kühleborn, dessen Mittelteil dramatisch außerordentlich bedeutend ist, wenn auch das Kühlebornmotiv in Dur ein wenig banal klingt. Das Finale Nr. 12 beginnt dann mit dem Chor, das Ballett fällt weg. — Nichts Musikalisches am bedeutsamsten halte ich die Wiederaufnahme der großen Originalarie Nr. 16 am Anfang des vierten Aktes. Für einen intelligenten Tenor, falls das keine contradictio in adjecto, dürfte die Gestaltung dieses Hiesestückes leicht eine Parabelleistung werden. — Somit: das Erreichte an der Aufführung. Leider ab es eine Menge durchaus nicht zu Billigendes, was die Arbeit des fleißigen Dirichers wieder halb und halb vernichtet. Es ist zweifellos verkehrt, von den Romanzen des Sugo und des Kühleborn immer den zweiten Vers zu streichen; ihr Inhalt ist für den Gang der Handlung, deren Verständnis bekanntlich außerordentlich erschwert ist, unentbehrlich. Die Striche in der Arie der Undine müssen aufgemacht werden; wenn eine Sängerin das nicht aushält, so soll sie nicht singen. Was würde man sagen, wenn in dem Allegro der Agathenarie gleich aufs zweite Mal gegangen würde? Und die ist länger und schwerer. Ob der Wegfall des Balletts zu rechtfertigen ist, bleibt fraglich. Der alte Auszug enthält es, es paßt durchaus hin. Kruse ist, wenn ich nicht irre, für das Bealassen. Nun war noch mitten im Finale selbst ein Strich, der Höhepunkt der Oper, der Auf Undinens: „Gast du denn eine Seele?“ fiel unter den Tisch. — Ich vermag oben, daß auch das wichtige Duett vor dem Finale des dritten Aktes zwischen Verialda und Sugo strichlos, also mit den Geisterstimmen gemacht wurde; dagegen fiel das kolossale C-moll-Stück „Was füllt die Seele?“ ich weiß allerdings nicht, ob es in der Partitur enthalten ist. Doch das sind verhältnismäßig Kleinigkeiten. Das Schlimmste war die Verballhornung des Finales des vierten Aktes. Und die kommt ausschließlich auf Herrn Hartmanns Konto. Der vierte Akt erfordert zwei offene Verwandlungen, darf aber unter keinen Umständen durch den fallenden Vorhang unterbrochen werden; auch ist der Ausweg hier ein Verwandlungs-Zwischenpiel des Orchesters einzuschalten, nicht gangbar. Hier

glaubend, wie ihn die freimüthigen Politiker gegenüber der oktroirten Verfassung im Jahre 1850 machten, als sie sich der Wahl enthielten, zur Freude und zum Vorteil der triumphierenden Reaktion; den starren Buchstaben-Gläubigen und finstern unbuldigen Theologen wurde dadurch nur ein Gefallen getan, es würde ihnen die Arbeit sehr erleichtert, die Kirche ganz in ihre Gewalt zu bekommen und jede freie religiöse Meinung zu unterdrücken.

Aus meinen langjährigen innodalen Erfahrungen weiß ich, daß unsere Orthodoxen um nichts besser sind als die Ultramontanen. Beide wollen absolut herrschen. Unsere leben nur mit idealem Reide auf die Macht jener über die Gemüter der Massen, die sie auch gar zu gern erlangen möchten. Sie vergessen nur eins dabei, die Hauptfrage, daß die Protestanten keine Katholiken sind.

Weg mit dem ungeliebten Gedanken „Frei von der Kirche“. Bestimmen wir uns im Gegenteil recht einnehmend um die Kirche und ihre Institutionen. Gebrauchen wir die Macht, die uns die Synodalordnung gibt, benötigen wir uns bei den Wahlen, überwinden wir die allerdings böse Unbequemlichkeit der rechtzeitigen Eintragung unserer Namen in die Kirchenlisten und werden wir für freimüthige Gemeindeglieder und Gemeindevorsteher. Aus ihnen folgen dann naturgemäß freimüthig denkende Kreis-, Provinzial- und General synoden.

Saben wir die erste erreicht, dann hat die Abschiedsrede der Herrschaft kirchlicher Unbuldigkeit geschlagen.

Wir werden frei in unserer lieben Kirche unsern religiösen Anschauungen leben können, unter und mit Geistlichen, die erfüllt sind vom Geiste der Milde und Duldsamkeit, geliebt und geehrt von ihren Pfarrkindern. Präsidentschaftsber.

Deutsches Reich.

Zur Eröffnung des sächsischen Landtags. Die Thronrede, mit welcher der sächsische Landtag gestern eröffnet wurde, gedenkt zunächst der vaterländischen Erinnerungstage dieses Jahres, insbesondere des Regierungsjubiläums des Kaisers und der Feier der Einweihung des Völkerrückdenkmals bei Leipzig. Sie begrüßt des Weiteren mit Genuß die Annahme der Vorlage im Bundesrat und Reichstag, die einen fortwährenden Frieden verbürge, und fährt fort:

Mich ohne ernste Sorge erblickt aber meine Regierung in der zur Deckung eines laufenden Teiles der Ausgaben gewählten Vermögenswachstumssteuer eine Durchbrechung des Grundgesetzes, das den Gliedstaaten des Reiches zur Erfüllung ihrer bedeutenden Aufgaben die direkten Steuern ungeschwächt zu belassen und Meine Regierung wird es daher als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachten, im weiteren Einvernehmen mit der Reichsverwaltung weitere Beantragungen des bundesstaatlichen Finanzrechts auf dem Gebiete der direkten Steuern entgegenzusetzen. In der Finanzperiode 1910/11. heißt es weiter, habe ich ein sehr erfreuliches Ueberblick im Etat ersehen, dagegen mache ich der seit dem laufenden Jahre bemerkbar gewordene Rückgang in der Beschäftigung einer Anzahl von Industriezweigen neuerdings mehr und mehr in meinen Wirkungen geltend. Die Thronrede führt dann eine Reihe von Gesetzentwürfen auf, mit denen sich der Landtag beschäftigen soll.

Die Revision in dem Erfurter Aufreißungsprozess gegen fünf Reservisten und Landwehrlaute, die seinerzeit so großes Aufsehen erregte und den Anlaß zu einer Revision des Militärstrafgesetzbuches gab, wird noch in diesem Monat das Reichsmilitärgericht in Charlottenburg beschäftigen. Gegen das Urteil des Oberkriegsgerichts in Erfurt hatte der kommandierende General des 11. Armee Korps Revision eingelegt. Wie wir von zuverlässiger Seite hören, ist jetzt in der Angelegenheit zur Revisionsverhandlung Termin auf Dienstag, den 25. d. M. angesetzt. Die Verhandlung findet vor dem ersten Senat des Reichsmilitärgerichts unter dem Vorsitz des Senatspräsidenten Thielmann statt.

Heber die Konkurrenzlauffrage, die, wie die Dinge liegen, noch nicht zu bald ihrer Entscheidung entgegengeführt werden dürfte, werden immer mehr gewichtige Stimmen laut, die den Zustand, wie er durch den Gegegentraut geschaffen werden soll, einer freieren Würdigung unterziehen. Eine dieser Stimmen ist der Ruf nach Dr. Heinz Posthoff in dem neuesten Heft der Zeitschrift „Recht und Wirtschaft“ (Karl Heymanns Verlag, Berlin W 8), der darlegt, daß, wenn der Entwurf Gesetz wird und selbst wenn er noch verbessert wird, es dann jedenfalls drei verschiedene Rechtszustände über denselben Punkt des Dienstvertrags von Angestellten desselben Arbeitgebers geben wird, je nachdem sie dem Bürgerlichen Gesetzbuch, dem Handelsgesetzbuch oder der Gewerbeordnung unterstehen, und je nachdem, ob ihre Tätigkeit im einzelnen aus einer launmännlichen in eine gewerbliche übergeht oder dergl. Daß das unbaltbare Zustände ergibt, wenn Posthoff an Beipie-

nach, und schlägt dann folgende einheitliche Vorschriften für alle Angestellten vor:

1. Jedes Wettbewerbsverbot ist unbillig, wenn kein wirkliches schutzwürdiges Interesse des Unternehmers dahinter steht; 2. jede Beschränkung des Fortkommens ist unbillig, der nicht eine angemessene Gegenleistung zur Seite steht (es sei denn, daß während der Dienstzeit das Gehalt so hoch bemessen war, daß mit Recht die Konkurrenzentschädigung als eingeschlossen gelten kann); 3. wenn das Arbeitsentgelt kaum eine ansehnliche Gegenleistung für die Arbeit darstellt, verliert jedes Verlangen nach Leistungen darüber hinaus gegen die guten Sitten (Wucherschub); 4. jede Klausel wird buntällig, sobald das geschützte Interesse aufhört; sie kann nicht geltend gemacht werden gegenüber einer neuen Tätigkeit, die das Interesse nicht verletzt.

th. Eine Uebersicht der Ergebnisse des Heeresergänzungsgehefts für das Jahr 1912 ist, wie schon kurz erwähnt, dem Reichstage zugegangen. Danach wurden in den Listen 1912 1.289.868 Personen geführt, von denen 916 ausgeschlossen, 34.211 ausgemustert, 137.922 dem Landsturm und 90.207 der Ersatzreserve überwiesen und 239.717 ausgehoben wurden. Von den Ausgehobenen waren bestimmt zum Dienst mit der Waffe 220.610, zum Dienst ohne Waffe 2616, alle diese für das Heer. Der Marine überwiesen wurden 12.247 Heerespflichtige aus der Land- und 4244 aus der seemannischen Bevölkerung. Freiwillig stellten sich für das Heer 14.308 Einjährig-Freiwillige, 1180 Volksschullehrer als Königs-Einjährige, 48.194 andere Freiwillige, für die Flotte 854 Einjährige, 4659 andere Freiwillige. — Von den Ausgehobenen waren 148.115 Landkinder, d. h. auf dem Lande geboren, und 91.602 Städter.

Ein Gesetzentwurf über die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reiches wird, wie man uns mittelt, gegenwärtig von der Reichsfinanzverwaltung ausgearbeitet. Der Entwurf dürfte demnächst den übrigen Reichsämtern zur Begutachtung zugehen. Der Versuch, ein solches Gesetz zu erlassen, ist, wie wohl erinnerlich, in früheren Jahren wiederholt unternommen worden, er scheiterte aber jedesmal daran, daß eine Verständigung zwischen Bundesrat und Reichstag über die Einzelheiten der Vorlage nicht erreicht wurde. Durch das Gesetz wurde auch die rechtliche Stellung des neu zu schaffenden Rechnungshofes für das Deutsche Reich gegenüber dem Reichstag festgelegt werden. Die Einbringung der Vorlage dürfte, worauf offiziös von vornherein aufmerksam gemacht wird, noch längere Zeit auf sich warten lassen.

Kurze Meldungen. Der Eisenbahnminister hat nach der „N. Pol. Corr.“ folgenden Erlaß an die Eisenbahndirektionen erlassen: Es haben künftig zu führen: die Maschinenwärter die Amtsbezeichnung „Maschinen-aufsichter“, die Maschinenwärter bei elektrischen Anlagen die Amtsbezeichnung „Maschinist“ und die als Maschinisten bei elektrischen Anlagen angestellten Beamten die Amtsbezeichnung „Maschinmeister“.

Dr. Otto Dreiermann, derzeit Vorsitzender des Vereins der rheinisch-westfälischen Presse, bleibt aus eine 2 1/2-jährige ununterbrochene Zugehörigkeit zur Redaktion der „Rheinischen Volkszeitung“ zurück.

Nach einer der „Frankf. Sta.“ aus Neu-Guinea zugehenden Meldung ist der bisherige erste Minister des Gouvernements Geh. Regierungsrat Dörmald, der vor einiger Zeit eine Urlaubsreise nach Deutschland angetreten hat, in das Reichskolonialamt berufen.

Ausland.

Frankreich.

Das Frauenwahlrecht hat in der Kammerdebatte über die französische Wahlreform einen kleinen Zwischenfall verursacht, über den dem „E.“ berichtet wird: Andreux, einer der wichtigsten Redner der Kammer, hatte einen Antrag eingebracht, in dem das Stimmrecht für alle Französisinnen über 21 Jahre verlangt wird. Man glaube zuerst, daß dies nur ein kostbarer Witz des Redners sei, der durch sein Amendement den ganzen Gesetzesentwurf unmöglich machen wollte. Aber Herr Andreux brachte seine Argumente mit solcher Treuebereitschaft vor, daß man doch stutzig wurde. Der Redner erklärte, die Allmählichkeit des Mannes entsprechen den Prinzipien einer demokratischen Republik nicht. Er verlas dann unter großer Beifall des Hauses die Namen aller Parlamentarier, die in den Zeitungen das Frauenstimmrecht mit Empörung fordern, und ermahnte diese Politiker, jetzt endlich Ernst zu machen. Namentlich die Sozialisten hätten in das Frauenstimmrecht in ihr Programm geschrieben, und sie hätten jetzt Gelegenheit, Farbe zu bekennen. Die Freude der Wahlreform waren durch dieses Manöver in große Verlegenheit gesetzt. Der Sozialist Brache erklärte, seine Partei hätte die Forderung des Frauenstimmrechts nach wie vor hoch und heilig, aber man würde erst später daran denken können. Augenblicklich könne die Einführung dieses Prinzips nur die Wahlreform zum Scheitern bringen, und schon deshalb werde seine Partei die Vertagung vorschlagen. Die Kammer sprach mit 311 gegen 133 Stimmen ihre Meinung dahin aus, das Prinzip des Frauenstimmrechts von der Wahlreform zu trennen. Man

muß aus mit dem Frauenstimmrecht. Die Pariserinnen scheinen über diesen Ausgang gar nicht besonders unzufrieden zu sein. Bisher haben sie weder Käufer angezogen noch Verkäuferinnen eingeschlagen. Aber der Fall hat doch auch seine ernste Seite; die Sozialdemokratie handelt da wieder einmal „opportunistisch“ und zeigt, daß sie das Frauenwahlrecht in der Praxis auch nicht so sehr fördern kann, als bürgerliche Frauenrechtserfinder.

Italien.

Eine französische Spionagezentrale. Dienstag Abend wurde in Rom ein gewisser Duccio Menozzi unter Spionageverdacht verhaftet. Menozzi war seinerzeit wegen Fahnenflucht und Diebstahls von Mailänder Gericht verurteilt worden. Sein Helfershelfer ist der Kavalleriewachmeister Robert Petriglia. Dieser entwickelte sehr wertvolle Schriftstücke, die Menozzi photographierte und ihn sodann zurückstellte um nicht entdeckt zu werden. Nach dem „Giornale d'Italia“ betrieb Menozzi die Spionage für Rechnung eines französischen Funktionärs, mit dem er vor einigen Monaten in Genf ein Uebereinkommen getroffen hatte. Menozzi gestand, daß er für Rechnung einer geheimen Agentur gehandelt habe, die ihren Sitz in Genf habe. Bei Menozzi wurde außer Mobilisationsplänen für die Kavallerie auch ein Code für den Kriegsfall gefunden. Der „Avvenire“ zufolge hatte die französische Agentur, welche die Spionage organisiert hatte, an Menozzi geschrieben und ihn aufgefordert, ihr die Abschriften gewisser Dokumente zu verschaffen und ihm dafür vier bis fünftausend Franks versprochen. Um Kopifikationen zu vermeiden, verlangte sie die Photographieren der Dokumente. Menozzi wurde in dem Augenblick verhaftet, als er im Begriff war, die Photographien an die französische Agentur abzugeben.

Politisches aus der Provinz.

— Beleidigungsprozess. Aus Insterburg wird uns gebracht: Der Reichstagsabg. Juliusrat Ernst Siehr hatte vor dem hiesigen Amtsgericht zwei Privatklagen wegen öffentlicher Beleidigung gegen den früheren Redakteur der „Inpr. Warte“, Albert Küster aus Gumblin, angetragt. In Frage kamen dabei zwei Artikel des genannten Blattes, der eine zum Abdruck gelangt am 4., der andere am 17. Mai d. J. Beide Artikel waren für den Privatkläger im hohen Grade beleidigend. In dem einen derselben wurde n. a. gesagt, daß der Kläger im Reichstag nur eine einzige Rede gehalten habe und daß diese ausgerechnet eine Aufbesserung der Rechtsmittelgebühren bezweckte. Das Schöffengericht, welches sich heute mit den beiden Sachen beschäftigt, erkannte im ersten Falle gegen Küster auf 150 Mark Geldstrafe oder 30 Tage Gefängnis und wegen des zweiten Artikels auf 100 Mark Geldstrafe oder zehn Tage Gefängnis, sowie Publikation in den Insterburger drei Zeitungen.

Lokales und Allgemeines.

Zukunftsaufgaben unserer Stadtverwaltung.

Der kommende Sonntag bringt uns die Neuwahlen zum Stadtparlament, wodurch über die Geschicke unserer Heimatstadt, die gegenwärtig so große Umwälzungen erlebt, auf Jahre hinaus entschieden wird.

„Es wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus.“ Dieses Dichtertum trifft gegenwärtig vielleicht auf keine andere Gemeinde Deutschlands in solcher Nähe zu wie auf Königsberg. Es ist daher dringend notwendig, erfahrene und führende Mitbürger, die einen großzügigen Weitblick mit klarer Abwägung des momentan Erreichbaren zu verbinden wissen, in das Stadtparlament hineinzuwählen; Männer, die sich nicht von irgendwelchen Sonderinteressen leiten lassen, sondern das Wohl der Allgemeinheit im Auge behalten.

Es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Die Wahrheit dieses Wortes für Königsberg wird vielleicht am besten verdeutlicht, wenn man einen Spaziergang, den man vor etwa fünf Jahren nach den Ruinen hinaus machte, vergleicht mit den Eindrücken, die man auf einem neuerlichen Spaziergang erhält. Damals gingen wir den guten alten Steinbamm hinab, durch das weite Sandeindamm Tor. Wir stiegen die Treppe zu dem stillen Glacis hinan, warfen von dort einen Blick auf die Bastionen des Kranzwerks u. s. w., schritten weiter an dem Chausseewärterhäuschen vorbei, dem gegenüber sich ein kleiner Sumpf hingog, vorbei an Villa Nova, Villa Bella und dem Südenpark, an der Südenstraße mit ihren niedrigen Holzgebäuden, vorbei an der Flora, an Juchental und Lützenhof nach dem schönen, aber stellenweise etwas verwilderten Park Luisenwahl.

Welch anderes Bild bietet sich jetzt dem Spaziergänger dar! Auf der druckvollen neuen Straße, dem Kaiser-Wilhelm-Damm, geht es hinaus in ein Glanzviertel, mit stolzen Neubauten und Denkmälern, zwischen Parkbläsen und Blumenbeeten. Die Südenhauptstraße, welche eine schöne Promenade, geendet von den Gleisen der

Dreihundert Kapitel.

Gundula hockte in der Schilfbüchse auf einem zusammengerollten Tau und blickte mit starrem, schmerzverzerrtem Gesicht auf die Gletscherenden des Lyngangeberges, die wie ein Wald von Marmoräulen aus tiefem Himmelblau in das dunklere Blau des Wassers reichten. Magna stellte sich neben sie. „Das helle Licht im Ihren Augen weh?“

„Ich ertrag' es nicht. Durch Tag und Nacht daselbe Uebermaß.“ Aus Magnas Blick und Haltung brach der Triumph, ein Kind dieses Landes zu sein. Sie schüttelte ihre Haare, das auch sie in der Mittagssonne blenden. „Zwei Stunden lang werden wir so zwischen diesen hundertmeter hohen Bergen weiterfahren. Dieses weiße Gebirge ist mehr als zehn deutsche Meilen lang.“

Gundula sprang auf. „Ich hasse dieses Land.“

„So hasst Sie auch mich?“

Gundulas Augen flackerten über das Mädchen hin. „Sie sind kalt und weichenlos wie diese Natur. Sie heizen künstliches Haar, aber es verlangt nach braunen Augen. Ihr Auge ist bald grün, bald grau und vermehrt den Eindruck des Unnatürlichen Ihrer Erscheinung. Verzeihen Sie, ich rede nur als Künstlerin. Auch Ihrem Lande fehlt die Sinnlichkeit. Es ist ein Geisterland. Nur Weib und Blut hat die Natur heut wie gestern auf ihrer Palette. Geisterfarben. Mein Auge verichmachtet nach Rot und Goldbraun und nach vollem Grün. Hier ist versteinert ich Abiens Frauen in ihrem gebrochenen Weibstum.“

„In ihrem Streben zum vollen Menschentum.“

Gundula bewegte die runden Schultern. „Das ist ja ein Irrtum. Das sind die reichsten Menschen, die ihr Geschlecht am stärksten in sich ausprägen.“

„Und die unglücklichsten.“

„Bin ich unglücklich?“ fragte Gundula, verloren in die Unwirklichkeit der vorübergleitenden Landschaft, strich sich halb im Traume übers Haar und sah an sich hernieder bis zu der Spitze ihres Fußes, der in der feinen Lederbekleidung doppelt klein neben Magnas derbem Schuhwerk wirkte. Magna gab sich zu, daß dieser Blick, diese Stimme, dieses kleine Lächeln wunderbar seien. Und mit verstärkter Grausamkeit entgegnete sie: „Bald werden Sie es sein.“

„Was wissen Sie von mir?“ fragte Gundula, sich errassend.

„Sie werden es nicht gern hören.“

„Wir sind in der Fremde, um uns, denke ich, nie wieder zu begegnen. Wir dürfen offen sein. Solche Offenheit ist von seltenem Reiz. Was wissen Sie von mir?“

„Daß Sie einer toten Liebe nachfolgen.“

Gundula hob den Blick und ließ ihn verzückt ins Weite schweifen. „Tot nicht, tot nicht! Einer verlorenen, wiedergefundenen.“

bleibt; mithin nur eine Wahl: Bertalbas Hochzeitsfest auszulassen und von Unbittens Emporsteigen sogleich zur letzten Verwandlung überzugehen. Und so geschah's. Kaum hatten die beiden Taufkumpone den Stein vom Brunnen, schlugs' zwölfe, Suga erscheint pünktlich wie zum Rendezvous bestellt; er stirbt; es ertönt ein Schuß (ein Schuß!), die Burg fällt zögernd ein, und — der Vorhang schließt sich, obdahn „unter keinen Umständen“. — Als er sich hebt, Gruppe unter Wolken und ein unmöglicher Schluß. — Nein, dagegen ist zu protestieren. Abgesehen von der technischen Möglichkeit — für heutige Bühnen ist nichts unmöglich —, wird ja alles auf den Kopf gestellt. Das ist ja eben die Romantik, dieses Reben-einanderstellen einer Hochzeit und des Grauens einer Geistererscheinung mittendrin, das ist ja die berühmte romantische Ironie, nach der sich Vorhang zu gehen und die ihm hier so geliebt ist, das ist ja die romantische Oper. Und alle Verwandlungen müssen bei offener Szene vor sich gehen; wie, das ist Sache des Technikers. Lieber gibt man ein reingeprägtes Duett preis als diesen Schluß. Und hat die Oper bis halb zwölf gebauert, hält man auch bis zwölf aus. —

IV.

Auch sonst war die Regie, abgesehen von der hübschen neuen Ausstattung, ein bißchen mißlungen. Es dauerte lange, ehe die Vorstellung recht in Fluß kam. Das Verschwinden Kühleborns und der Abschied Unbittens von der Erde muß ganz anders arrangiert werden. Da war viel zu wenig „Loß“, sozusagen. Verfinstern der Bühne bewirkt bekanntlich, daß man nichts sieht. Aber man will doch eben was sehen. — Von den Mitwirkenden war relativ am besten Frau Boehm van Cndert, relativ; aus solchem Ensemble ragt sie, diejenige des Geses nur noch mühsam geometrische Töne hervorbringend, immer noch heraus. Schauspielerei glänzend war Liebau; leider geht es mit der Stimme sehr bergab. Und er hat doch die Rolle noch bei Vorhang selber gelernt, nicht? Oskar Guttmann.

Fernweh.

39) Roman von Anna Wehnisch-Rappstein. (Nachdruck verboten.) (Fortsetzung.)

Auch Gundula von Buch sah abgepannt und alt aus. Die rauhe Luft auf unwirtlicher Höhe hatte ihrer gepflegten Haut geschadet, und die Rednerbe des Auf- und Abstiegs, nach der Unbequemlichkeit der See-